

Schweigen

Schon wieder höre ich mich etwas sagen, obwohl ich doch schweigen wollte. Die flüchtigen, unfertigen Gedanken in mir geben einfach keine Ruh. Immer wollen sie hinaus, immer beachtet werden, auch wenn sie noch gar nicht mit sich fertig sind. Und ich als Zuständiger und Verstehender in eigener Sache muss dann diese Frühchen im gleißenden Licht der anderen zu Ende brüten. Mühsam und fast immer eine vergebliche Müh. Denn krude, rohe Gedankenklösse lassen sich nicht im Schnellgang zu den erwünschten mundgerechten Gedankenhäppchen weichgaren. Noch-nicht-Gargesottenes bleibt einem beim Artikulieren des Unklaren leicht im Hals stecken.

Dabei könnte ich mir doch die Mühe ersparen, denn es muss doch nicht alles gesagt sein, was man denkt, besonders nicht das Unausgegorene. Das meiste bleibt sowieso unerzählt. Und zudem, dass uns nichts erwartet, wollen wir lieber nicht erfahren.

Manchmal, wenn ich lange geschwiegen habe, bin ich über die ersten Worte, die ich dann zu jemandem sage, ganz erstaunt. Sie tönen auf einmal ganz anders, als sie innen und nur für mich da waren. Das Geäußerte kommt mir fremd vor. Habe ich das wirklich gedacht? So gedacht? Lang gehegte Gedanken und die dafür benutzten Worte verlieren ihre ursprünglich gedachte Bedeutung, wenn sie lange nicht geäußert werden und dann unmittelbar das Licht der kommunikativen Welt erblicken. Eine zurückgehaltene Liebeserklärung, ein Schuldeingeständnis, ein Geheimnis mit Sprengkraft bekommt nun plötzlich den scharfen Blick der anderen zu spüren, als hätte man ein Monster geboren. Sind die Gedanken außen, bekommen sie etwas Hartes, Unbewegliches, Fertiges wie der Spinnensaft, der einmal rausgelassen eine erstaunliche Zähigkeit erhält und zum festen Faden gerinnt und in dem sich dann die todgeweihten Insekten verfangen.

Innen waren die Gedanken noch weicher, biegsamer, unfertig eben. Befanden sie sich innen noch in der Unverbindlichkeit des Entstehens, sollen sie draußen an der Abgeschlossenheit von Dingen mit ihren Kanten und Ecken partizipieren. Inwandig schwimme ich noch in den Säften des Möglichen. Veräußert fallen die Gedanken auf den harten Boden des "Gesagt ist gesagt". Von da an sind sie teilbar, mitteilbar, zitierbar. Sie können allenfalls vor irgendeinem

Urteilmächtigen, und das sind prinzipiell alle Zuhörenden, für oder gegen mich verwendet werden. Wer kommuniziert muss mit dem Widerspruch, dem Nein, rechnen.

Nun, gut, mit Sprache lässt sich einmal Gesagtes nachträglich noch verdeutlichen, relativieren. Ich habe es ja so doch gar nicht gemeint. Und dann folgt ein langer Ratenschwanz von Entschuldigungen und so genannten Präzisierungen. Das sind Sätze, die den Sinn des schon gesagten Satzes klären oder mindestens verständlicher machen sollen. Es handelt sich dabei meist um Äußerungen, die vom Gesprächspartner oder der Gesprächspartnerin oft gar nicht mehr richtig ernst genommen werden. Man hat als Hörer oder Hörerin den ersten Satz längst eingepackt und macht sich innerlich schon mal mit ihm davon. Zustimmend, ablehnend, glücklich vielleicht, oder beleidigt, möglicherweise gekränkt. Der erste Satz trifft, die hinterher geschickten Sätze trudeln verdorrt und unbeachtet zu Boden und rollen davon wie welke Lindenblätter im Herbstwind. Weil, wie gesagt: Gesagt ist gesagt.

Schlimm genug und eigentlich Anlass, lieber den Mund zu halten. Aber nein, ich meine doch tatsächlich dauernd, ich hätte etwas zu sagen, das nicht ungesagt bleiben darf. Es könnte ja sein, dass in einer Runde genau das, was ich sagen möchte, wenn ich es nicht sage, gerade nicht gesagt wird. Ein für die Gesprächsrunde verlorener Gedanke. Aber das geht doch nicht! Dieser Satz muss doch auch noch gesagt, nicht bloß gedacht sein. Meine ich.

Ich musste die Erfahrung machen, dass man ohne meine Stimme auch gedanklich vorwärtskommt. Wie kränkend. Es braucht deine Äußerungen gar nicht. Du kannst ruhig schweigen. Wir kommen auch ohne dich aus.

Ohne mich!

Oh ja. Wer nicht recht haben will, kommt gut damit zurecht, nicht recht zu bekommen, von anderen. Es ist ja nicht so, dass ich keine Argumente mehr hätte. Es herrscht kein Mangel an ihnen. Es soll einfach nicht mehr auf mich ankommen.

Ich habe mich einmal zusammengenommen und an einem Abend in einer Gesprächsrunde nichts gesagt. Es wurde munter ohne mich parliert. Man kam ohne meine Gedanken aus und man vergaß mich, obwohl ich anfangs den aufmerksamen Zuhörer gab. Und am selben Abend im Bett überdachte ich meinen Zustand während des Schweigens und hatte das Gefühl, ich wäre den ganzen

Abend nicht wirklich dort gewesen. Ich war nicht in der gemeinsamen gedanklichen Wirklichkeit drin. Ich befand mich in einem merkwürdigen Draußen, in anwesender Abwesenheit, was ich als eine Art Hangelzustand erlebte. Mal hing ich an Annes Mund, mal bewunderte ich Karls gerade Nase. Meine ist krumm. Und wenn Karins Lächeln über ihren Mund strich, verlegte ich meinen Blick in ihre linke Mundecke. Und so flanierte mein Blick ziellos an der Oberfläche der Sprechenden herum und allmählich auch an ihnen vorbei. Was ihr Gesprächsthema war und schon gar, was jeweils ein einzelner sagte, entging mir schließlich vollkommen. Und wenn ich zwischendurch auch noch die Augen schloss und einmal sogar mir die Ohren zuhielt, dann war ich nur noch innen und ich hörte nur noch das dunkle Rauschen der Sprechmelodiefetzen der anderen und das dumpfe Rumpeln meines Trommelfells. Wer schweigt, gehört nicht mehr zu den Sprechenden, zu den Anwesenden, er befindet sich nicht mehr in der Blase der Unterhaltung. Das Gesagte wird mir gleichgültig. Ich könnte auch woanders sein.

Wenn man beschließt zu schweigen, dann kann man sich auch frei fühlen von den Meinungen der anderen. Sie sind einem egal. – Der Zwang die eigenen Entscheidungen und Überzeugungen loszuwerden geht dahin.

Auch in anderen Gesprächsrunden, so nehme ich mir vor, werde ich nun schweigen und immer nur der Schweigende sein. Und wenn mich jemand fragt, warum ich schweigen würde, dann gäbe ich zur Antwort: Alles, was ich zu sagen habe, haben andere schon gesagt oder sie werden es noch sagen. Und ich würde dann auch noch hinzufügen: Ich wünschte mir, alle auf der ganzen Welt würden mal für eine Weile schweigen. Für sagen wir eine Minute. Wenigstens. Am besten gleichzeitig. Und danach wäre es wie Aufwachen am Morgen eines Wintertags und die ungeheure Stille bemerken, die frisch gefallener Schnee uns gewährt.

Aber warum will ich denn unbedingt das Hohelied des Schweigens singen? Schließlich schläft man, trinkt man, isst man schweigend, man liest schweigend, man schreibt schweigend, und das alles ist keineswegs mit einem Gefühl der Abwesenheit verbunden. Und dann, ich erschrecke bei dem Gedanken, ist es ja auch so, dass die Menschen im Krieg ihresgleichen töten, verbissen und meistens schweigend. Würden Feinde miteinander reden, würden sie nicht aufeinander schießen.

Wie froh bin ich, einen Grund gefunden zu haben, der mich das Mitreden wieder sinnvoll erscheinen lässt.

Schweigen, weil eh alles klar ist, ist nur in der kleinen geschlossenen Welt eines Dorfs in völliger Abgeschlossenheit möglich, wenn die Gemeinde stille horchend unter dem Nussbaum, unter der Linde, unter dem Birnbaum weilt. Da liesse es sich miteinander schweigen. Denn es gibt keine Notwendigkeit darüber zu streiten, was richtig und falsch ist, weil bereits für alle klar ist, was das Richtige ist. Das wäre dann eine Gemeinschaft des Zusammenhörens und des Zusammengehörens und des Zusammenschweigens. Der Zustand des Glücks? Jedenfalls, das Unglück ist eine Erzählung, die kein Ende hat.